

Eg Vietinghoff

Anekdoten aus dem Leben Egon v. Vietinghoffs

1. Der 6. Sinn
2. Der Reiskocher
3. Bergidylle
4. Die Sonnenfinsternis
5. Das Kolosseum von Rom
6. Teestunde
7. Das Weihnachtsgeschenk
8. Der Toaster
9. Wiedersehen mit Marcella
10. Die Gebrüder Piccard
11. Das imaginäre Familienfoto
12. Der Hungerstreik
13. Die letzten 3 Wochen

Der 6. Sinn (ca. 1907-1910, 1921, 1924-1928)

Wenn Egon v. Vietinghoff vom 6. Sinn sprach, dann bezog er sich auf seine eigenen Erfahrungen. Einmal auf diejenigen, welche er als meditativ arbeitender Künstler machte. Dann meinte er damit die Intuition, die ihn über visuelle Erlebnisse zu einer transzendentalen Sicht der Dinge führte. Zum anderen wuchs in ihm anhand ungewöhnlicher Begebenheiten schon in frühen Jahren die Gewissheit der Existenz eines irrational funktionierenden Sinnesorgans. Dann verstand er darunter das Wahrnehmungsvermögen parapsychologischer Phänomene.

Vor dem Einschlafen kamen die Eltern an die Betten der Kinder, um „Gute Nacht“ zu sagen. Es wurde ein Gebet gesprochen, an dessen Schluss die Namen derer aufgezählt wurden, welche vom Lieben Gott beschützt werden sollten. Eines Abends fügte der kleine Egon auch den Namen eines entfernten älteren Verwandten an, den er nur einige wenige Male gesehen hatte und von dem kaum die Rede war. Als die verwunderte Mutter nachfragte, warum er erstmalig gerade ihn mit ins Gebet einbezog, wiederholte er nur seinen Wunsch, dass dieser Mensch von den Engeln in Obhut genommen werden möchte. Später erfuhr man, dass er in dieser Nacht starb.

Seine unvergessliche Fußreise unternahm er 1920 mit einem Schweizer Freund namens A., der ihn Wochen lang durch Spanien begleitete. A. war ein schweigsamer Eigenbrödlerr und hatte irgendwann im Stillen beschlossen, die geplante Überfahrt nach Marokko nicht mitzumachen und die gemeinsamen Ziele Kongo, Indien und Java aufzugeben. Die beiden waren zu verschieden, so dass Egon auch nicht ganz unglücklich war über diese Entscheidung. Nach dem Marsch über die Sierra Nevada im Mai 1921 in der Hafenstadt Malaga angekommen, war A. – ohne Vorankündigung – plötzlich verschwunden, und von der Suche nach ihm ermüdet, setzte sich Egon in eines der Cafés. Von den vielen Tischen waren mehrere frei, er setzte sich wahllos an einen hin. Zu seinem riesigen Erstaunen lag dort ein Zettel mit den Worten: „Lieber Egon, ich habe das Schiff nach Gibraltar genommen und fahre von dort nach Ägypten. Gute Weiterreise. A.“ Das Rätsel, wie die Mitteilung ausgerechnet auf diesen Tisch in diesem Café kam, blieb für Egon ein Geheimnis. Zwar tauschten sie wegen gemeinsam gelagerter Post noch einmal Telegramme aus, gesehen hat er ihn aber nie mehr wieder ...

Einige Jahre später war er im Sommer in St. Tropez und sah dort einen entfernten Onkel und die dazugehörige Tante mit ihrem Hund um die Ecke biegen. Egon wunderte sich sehr, sie hier zu treffen, hatten sie ihm doch gesagt, in Paris bleiben zu wollen. Er hager und groß, sie klein und rund, ergaben sie ein auffallendes Paar, und dazu noch der unverwechselbare Hund. Er ging freudig auf sie zu, doch die beiden gingen auseinander und als er näher kam, sah er, dass es gar nicht Onkel und Tante waren. Der dünne Lange und die kleine Dicke waren nur zufällig gleichzeitig auf dieser Straßenseite unterwegs und auch der Hund machte einen Schlenker in eine andere Richtung. „Na ja“, dachte er, „dann habe ich mich eben geirrt“. Noch über diesen lustigen Zufall sinnend war sein Erstaunen um so größer als er um die nächste Ecke bog. Da kam ihm schon wieder so ein Paar entgegen! Doch diesmal lief bereits der Hund mit dem Schwanz wedelnd auf ihn zu und es gab eine herzliche Begrüßung: es waren tatsächlich seine Verwandten, die ihm erklärten, warum sie trotzdem nach St. Tropez gekommen waren. Für Egon war es eine weitere überzeugende Erfahrung von Intuition und 6. Sinn, denn wie sollte er sich dies alles sonst erklären?

Der Reiskocher (1938/1940)

Als Egon v. Vietinghoff nach großen Schwierigkeiten alleine aus Südamerika nach Europa zurück kam, besaß er fast nichts, außer einigen eingelagerten Bildern aus der Pariser Zeit sowie ein paar bemalten Leinwänden und Radierungen aus den Jahren in Argentinien und Uruguay. Er fing bei Null an, malte in 1 Rahmen 1 neues Bild und kaufte sich vom Erlös desselbigen 2 Rahmen. Er nahm sich ein kleines Atelier in Zürich, während er im Haus seines Vaters in Zollikon wohnte. Um das Fahrgeld zu sparen, ging er fast täglich die sehr lange Strecke ins Atelier zu Fuß, verbrauchte dabei allerdings ein Paar Schuhe. Später kamen Frau und Tochter aus Argentinien nach, doch nach 2 Jahren wurde die Scheidung vollzogen und er hauste wieder alleine in der Zürcher Altstadt.

Die Einrichtung bestand aus dem Allernötigsten, Kleidungsstücke bewahrte er in einem Koffer auf, der auf dem Boden lag. Darauf stand ein lose elektrische Platte, auf der er in einem größeren Topf gleich eine ganze Packung Reis kochte. Davon aß er, so viel er eben mochte, und wärmte tags darauf den Rest wieder auf, und dies über mehrere Tage bis der Topf leer war. Als er einmal aus dem Hause ging, vergaß er die Platte auszuschalten, die dann Zeit hatte, sich durch den Kofferdeckel sowie durch sämtliche Hemden und den Frack zu brennen. Durch ein enormes kreisrundes Loch in ihrer Mitte waren sie alle unbrauchbar geworden – unnötig zu sagen, was für ein Schaden es damals für ihn bedeutete. Seither bevorzugte er Kartoffeln oder Nudeln.

Teestunde (ca. 1965)

In kleiner Runde wird zu Hause schwarzer Tee getrunken. Zwischen den Tassen ein kleines Arrangement mit Blümchen und Zweiglein, das Liane aus den Bergen mitbrachte. In einer Pause des sonst sehr lebhaften Gesprächs entnimmt Vietinghoff der Alpenflora ein Stück zäher Baumflechte, steckt sie sich in den Mund, kaut darauf herum und fragt in die Runde: „Was ist das?“. Die Anwesenden heben verdutzt ihre Augenbrauen und wissen zuerst einmal nicht, ob er etwa selbst das Opfer seiner Naivität oder einer unverständlichen Wissenslücke ist, oder ob alle anderen ihrerseits gerade das Opfer seines Schalks werden. „Was ist das?“ wiederholt er. Diesmal lässt die Veränderung der Stimme ahnen, dass er Schabernack im Sinne hat. Natürlich weiß keiner, worauf er hinaus will. „Moos-kaul!“ enträtselte er triumphierend und muss aufpassen, dass er – selber prustend vor Lachen – sich am Objekt nicht verschluckt.

Bergidylle (1958)

Vier Jahre nach seiner Hochzeit mit Liane ließ Vietinghoff sich endlich dazu bewegen, im Sommer mit ihr in die Berge zu kommen. Es war nicht seine Welt, er fühlte sich am wohlsten in flachen Gegenden mit weitem Horizont, so auch am Meer. Nun machte er ihr den Gefallen und auch sein zehnjähriger Sohn freute sich auf diese Ferien. Der Ausgangspunkt mehrerer Wanderungen war Saalbach, ein damals unbedeutender Weiler im Lande Salzburg, in ihrer Heimat Österreich. Dort hatte seine jetzige Frau als Kind eindrucksvolle Sommerferien auf dem Bauernhof verbracht, der als ehemaliger Jagdhof des Erzbischofs von Salzburg vor vielen Generationen schon bessere Zeiten gesehen hatte. Saalbach entwickelte sich erst später zum modischen Wintersportort. Die Unterkunft war bemerkenswert schlicht, da die bischöflichen Gemächer von anderen Gästen belegt waren. Statt im Speisesaal mochte Liane lieber mit der bekannten Bauernfamilie in der Küche essen, wo man abends Deftiges aus dem gemeinsamen Topf in der Tischmitte löffelte. Liane war darauf aus, Egon die Schönheit der Berge schmackhaft zu machen und ihn an ihren Naturerlebnissen teilhaben zu lassen. „Hinterglemm“, der Name des Talabschnitts hinter Saalbach, nährte jedoch schon im Voraus Egons Befürchtungen von Enge, Mühsal und düsteren Abhängen. Vorurteile, wie Liane meinte.

Am 11. August 1958 bestiegen sie in mehreren Stunden ihr markantestes Ausflugsziel, den 2099 Meter hohen „Zwölferkogel“. Anfangs noch genüsslich Beeren pflückend, morastigen Mulden ausweichend, dann mit zunehmender Kargheit, Hitze und Höhe mehr auf die Platzierung der Füße achtend. Einmal glaubte Vietinghoff, die Familie mit einem Knüppel heldenhaft vor einem nahenden Pferd beschützen zu müssen, ein anderes Mal vor einem angeblichen Stier, dessen Gefährlichkeit noch Jahre lang Anlass zu innerfamiliären Diskussionen gab, da das Tier sein Hinterteil im Dunkel eines Stalls versteckte und von Liane als harmlose Kuh bezeichnet wurde. Man muss ihm allerdings zugute halten, dass er durch Erzählungen von Dorfbewohnern über aufgespießte Knechte alarmiert war. Zwischendurch suchte er die Betonsockel der Stützen des damals einzigen Skilifts auf, der in der Sommersaison ruhte, und machte dort Gehbewegungen auf kleinstem Raum, mit dem Ausruf „Wie angenehm es doch ist, die Füße in die Horizontale zu setzen. Das ist doch viel natürlicher!“

Auf dem Gipfel aß man die mitgebrachten Brote und trank aus einer ausgemusterten Feldflasche der Schweizer Armee, in der Vietinghoff im Krieg seinen Wachdienst absolviert hatte. Alle waren leicht ermattet, das Ausflugsziel war erreicht. Mit tiefen Atemzügen genoss Liane die Aussicht auf die umliegenden Berge und den Blick ins Tal. Auch Egon war nachdenklich und still. „Jetzt hat ihn der Zauber der Berge doch auch erreicht“, freute sich Liane für sich und fragte ihn nach langer Pause erwartungsvoll: „Na, Schatz, was denkst Du?“. Worauf er zu ihrer großen Ernüchterung sinnierte: „Ich stelle mir gerade vor, wie groß Österreich sein könnte, wenn man es bügelte.“

Das Kolosseum von Rom (1961)

Im Laufe der Jahre fanden Egon und Liane einen Kompromiss ihrer so unterschiedlichen Vorstellungen zur Gestaltung des Urlaubs, die auch nur Ausdruck ihrer oft entgegengesetzten allgemeinen Lebensbedürfnisse waren. Das Agreement hielt solange wie gemeinsame Reisen unternommen wurden: weite Reisen per Vespa und Auto mit Mittagspicknick an lauschigen Orten, Spaziergang in der Landschaft oder Nickerchen im Schatten antiker Gemäuer, Besuche von Sehenswürdigkeiten und Museen, limitierter Aufenthalt in Großstädten, abends Zuschauen vorbeiziehender Menschen im Café auf dem Corso oder belebten Plätzen und mindestens 1 Woche Unterbrechung zum Baden an einer Küste oder auf einer Insel. So wurde vor allem Südeuropa und die Türkei durchquert.

Die Gegenstück zu Egons Verschleppung in die Berge fand am 29. Juli 1961 in Rom statt als er seinerseits Liane wichtige Stationen seiner Jugend zeigen wollte. Die beiden fuhren zwar nicht das erste Mal nach Italien, aber hier war er besonders in seinem Element, klimatisch, sprachlich, kulturell und kulinarisch, während Liane wegen des massiven Straßenlärms und der Abgase sich schon am Rande eines Nervenzusammenbruchs befand. Er selbst kannte Rom erstmalig von einer Reise als Kind, in einer Zeit als die Familie noch Geld hatte und Eltern, zwei Kinder einschließlich Gouvernante mit großen Schiffs koffern unterwegs waren und sich für ein paar Wochen in einer Suite des Fünfsterne-Hotels Regina an der Via Vittorio Veneto standesgemäß einquartierten. Später war er mehrmals mit Marcella in dieser ihrer Geburtsstadt, nicht zuletzt um sie dort auch zu heiraten. Wie oft er dort war, ist nicht mehr zu rekonstruieren, gesichert sind seine Besuche in Rom jedoch 1911, 1928 und 1929, also über 30 bzw. 50 Jahre davor. Später, in den Sechziger- und Siebzigerjahren, war er wenigstens noch 2 Mal in der italienischen Kapitale.

Nachdem er mit Liane in brütender Hitze durch den unablässig hupenden Autoverkehr schon Stunden lang über den Quirinal und das Forum Romanum gegangen war, schlug er ihr vor – um sie zu beruhigen – gegen Abend am Stadtrand das Kolosseum zu besichtigen. Er tat dies mit einer abwinkenden Handbewegung und den Worten: „Da kommt nur ab und zu mal eine Droschke vorbei“. Für diejenigen, die Rom nicht kennen, sei hinzugefügt, dass schon in dieser Zeit der Stadtrand ganz wo anders lag und das Kolosseum seine urbane Aufgabe als Insel im Kreisverkehr erfüllte: als sei es das Auge des Taifuns nimmt es mit monumentaler Ruhe den tosenden Strom der Fahrzeuge in 6 Spuren auf und lenkt ihn in andere Richtungen um.

Dass die Zeit nicht stehen geblieben war, registrierte er 1964 auch in Spanien, als er Liane einen ähnlichen Vorschlag machte, zur Entspannung den Palmenhain von Elche aufzusuchen, der dem Ort sogar den Beinamen „Spanisches Jerusalem“ eingebracht hatte. Nach längerem Herumfahren fanden sie ein Restgrüppchen von etwa einem halben Dutzend Palmen im Kreuzungsbereich verschiedener Ausfallstraßen.

Seither war seine Frau äußerst skeptisch gegenüber solchen Angeboten, die gelegentlich mit den Worten eingeleitet wurden: „erst vor kurzem noch ...“. Hakte man etwas nach, stellte sich oft heraus, dass Vietinghoff, der in historischen Dimensionen dachte, damit nicht selten eine Zeitspanne von 30, 50 oder mehr Jahren bemaß.

Das Weihnachtsgeschenk (1956)

Vietinghoffs vierte Ehefrau Liane ist eine nicht nur sportlich sehr aktive Frau, sie besuchte auch Sprachkurse, lernte Klavier spielen, Weben und Bücher zu binden. Um nicht nur zu üben, sondern gleich etwas Vernünftiges zu tun, vereinte sie die großen losen Blätter aus Halbkarton mit den aufgeklebten Photographien seiner fertigen und nummerierten Ölgemälde zu stattlichen Alben. In den folgenden Jahren widmete sie sich mehreren zerfledderten Büchern vorwiegend aus Egons Jugendzeit, die zu seiner damaligen Lieblingslektüre gehörten: Kant, Schopenhauer, Björnson, Goethe, Grimmshausen, Gogol, Tolstoj, Tagore und ein Buch aus der Feder seiner Mutter. Einmal pro Woche ging sie in den Kurs, bekam Anweisungen und Materialien, die sie dann zu Hause anwendete. Der Tisch im Wohnzimmer wurde geteilt: auf der einen Schmalseite saß er, auf der anderen arbeitete sie. Zum Essen räumte sie ihre Hälfte ab und Egon zog von hüben nach drüben. Während der gemeinsamen Mahlzeit warteten die im Wasserbad schwimmenden oder schon sorgfältig sortierten Briefmarken, denn sie hatten noch einen langen Abend vor sich – Vietinghoff ging damals oft erst gegen 2 Uhr nachts schlafen.

Die Tage wurden kürzer und die Stunden des zum Malen benötigten Naturlichts im Atelier knapper, so dass mehr Zeit für die Briefmarkensammlung und für seine Manuskripte war. Liane hatte sich vorgenommen, einige der Photoalben bis Weihnachten fertig gebunden zu haben und sie ihm dann zu präsentieren. An vielen Abenden mehrerer Wochen schnitt, schabte, nähte, klebte und presste sie, was durchaus auch mit Gerüchen und Geräuschen verbunden war, manchmal leise mit dem zähen Leder, einem verrutschenden Papier oder der widerspenstigen Zwinge schimpfend. Egons Horizont war identisch mit dem Lichtkegel seiner Lampe, innerhalb dessen er mit Lupe, Pinzette, Kleberchen und Spucke Marken aller Länder in Katalogen identifizierte und fein säuberlich in einer wachsenden Zahl anderer Alben unterbrachte. Aktuelle Preise wurden mit spitzem Bleistift hinzugefügt, Massenware in winzigen Päckchen gebündelt.

An Heiligabend übergab ihm Liane ihre individuellen, arbeitsintensiven Geschenke. „Aber, das sind ja die Photos meiner Bilder!“ wunderte sich der Künstler und Markensammler. „Ja, ich habe die einzelnen Blätter zusammengebunden, dann fliegen sie nicht so rum und es sieht besser aus: das ist mein Weihnachtsgeschenk“. „Danke dir sehr, das ist wirklich schön! – Aber wann hast du das bloß gemacht?“

Diese Geschichte gründet gewiss in Vietinghoffs unbeschreiblicher Konzentrationsfähigkeit. Manchmal war er allerdings auch nur in Gedanken versunken, wenn er gleichzeitig uninteressante alltägliche Notwendigkeiten verrichtete. So stellte er eines Nachts den Milchtopf an den Straßensrand und wunderte sich danach, dass der Mülleimer nicht ins „Milchkästchen“ im Hauseingang passte, in dem der Milchtopf hätte deponiert werden sollte, damit ihn der Milchmann morgens in aller Frühe mit frischer Milch fürs Frühstück füllen konnte.

Die Sonnenfinsternis (1966 ?)

Zeitlich nicht mehr ganz genau zu rekonstruieren, ist der 20. Mai 1966 das wahrscheinlichste Datum folgender Begebenheit. Noch am Vorabend wurde beim Essen von der bevorstehenden Sonnenfinsternis gesprochen, die zwar nur partiell zu sehen war, aber dennoch ein gewisses Ereignis darstellte. Kurz zuvor hatte der Gärtner der Siedlung die Büsche vor dem Atelierfenster, das im Erdgeschoss lag, routinemäßig gestutzt. Die Blätter hatten das Tageslicht nicht mehr genügend durchgelassen. Am besagten Tag, der ohnehin kein strahlender Sonnentag war, kam Vietinghoff verärgert und frühzeitig nach Hause. „Ich verstehe nicht, warum es heute im Atelier so düster ist. Ich konnte kaum malen. Sag doch bitte dem Gärtner, er solle die Büsche noch einmal kräftig zurückschneiden. So kann ich jedenfalls nicht arbeiten.“ Er erntete schallendes Gelächter, in das er mit einstimme, nachdem er an das Himmelsereignis erinnert wurde.

Der Toaster (undatiert)

Die Liebe zum Toast war stets von Aufregungen, sei es Ärger oder Amüsement, begleitet. Es gab kaum ein geröstetes Brot, das mit Honig oder am liebsten mit Quittengelee bestrichen werden sollte, das nicht bis zu einem gewissen Grade oder manchmal auch total verkohlte. Wie oft vergaß Vietinghoff seine Absicht und machte es sich – gerade aus dem Atelier nach Hause gekehrt – zuerst einmal in seinem Sessel gemütlich, bis aus der Küche ein beißender Geruch drang. Manchmal wunderte er sich noch eine Weile über die Kochkünste der Nachbarn, manchmal schreckte er auch gleich jäh auf, und schoss zum Tatort, um das Fenster aufzureißen und die schwarzen Stellen des Corpus delicti abzuschaben oder gleich eine neue Scheibe einzulegen.

Natürlich hätte er es sich längst leisten können, ein modernes Gerät mit automatischem Auswurf zu erstehen, doch erstens war dieses museale Stück, das jede nostalgische Ausstellung über die Dreißigerjahre des 20. Jh. bereichert hätte, ja noch funktionstüchtig und zweitens befand seine Frau die Küche als zu klein für ein „größeres Möbel“ und drittens waren beide dem Konsumdenken grundsätzlich abgeneigt: die Dinge wurden nicht einfach weggeworfen und neu gekauft. Schließlich lag es ja auch nicht am Gerät, denn man musste ja „nur“ ein „bisschen“ aufpassen. Diese Übung des Alltags hatte jedoch so manche Tücke und Vietinghoff, sonst so achtsam und konzentriert, schaffte es ausgerechnet dabei auch über Jahrzehnte nicht, diese Situation auf Anhieb zu meistern.

Der prozentuale Anteil des Ungenießbaren am Ganzen hing u.a. davon ab, ob Vietinghoff im Wohnzimmer saß oder außerhalb der unmittelbaren Riechweite auf dem Balkon oder gar in die Stadt gegangen war ... Und auch davon, ob er nur seinen Gedanken nachhing oder sich mittlerweile z.B. in seine Markensammlung vertieft hatte. Ungutes ahnend und aus Erfahrung klug, setzte er sich gelegentlich sogar direkt daneben, um den Röstprozess im Auge zu behalten. Die Heizdrähte brauchten anfangs länger und kritisch wurde es erst, wenn diese einige Zeit voll glühten und das Brot schon eine gewisse Trockenheit erreicht hatte. Deshalb gelang auch solcherlei Selbstüberlistung selten, denn die langweilige Wartezeit bis zum entscheidenden Punkt überbrückend überflog er wenigstens schnell mal die Zeitung ... und schon fing es dicht neben ihm wieder an zu qualmen! Es war schon fatal!

Kurzum, die Anhänglichkeit an diesen Oldtimer, die von seiner Witwe posthum weiter gepflegt wurde, und die Macht der Gewohnheit (selbst die der Brotverbrennung) war für Außenstehende von etwas Irrationalem umwittert. Und so wurde familienintern der Toaster im Laufe der Zeit nur noch der „Kohler“ genannt.

Wiedersehen mit Marcella (1972)

Obwohl seine 1. Ehe ein emotionales Drama mit vielen Trennungen und Neuanfängen war, schien ihm diese Verbindung die „beste“ gewesen zu sein. Es war im Einzelnen nicht zu erfahren, was er genau damit meinte. Sicher spielte dabei die gemeinsame Jugend, das 1. gemeinsame Kind und die gemeinsamen Träume eine große Rolle. Marcella von großbürgerlicher Herkunft war sehr intelligent, gebildet, modisch-attraktiv, temperamentvoll und hatte einen ihm verwandten Sinn für Kunst. Doch als wären zwei Löwenmännchen in einen Käfig gesperrt, konnten zwei so intensive Persönlichkeiten nicht auf engem Raum zusammenleben.

32 Jahre nach der Scheidung machte sich Egon v. Vietinghoff 1972 nach Argentinien auf, um nach 17 Jahren seine Tochter endlich wieder zu sehen, den Schwiegersohn und seine 3 Enkel kennenzulernen. Er hatte sie Jahre lang lieber finanziell unterstützt anstatt das Geld z.B. für Flugtickets zu verbrauchen. Damit half er seiner Tochter bei der Eröffnung eines Keramikateliers, beim Hausbau und ihrem Mann bei der Existenzgründung; selbst zu ihrer Hochzeit schickte er lieber das dringend benötigte Geld als es für eine Besuchsreise dorthin auszugeben.

Egon hatte trotz allem, was zwischen ihm und Marcella vorgefallen war, immer noch eine etwas phantastische Vorstellung von ihr und umgekehrt sie von ihm. Mit der Tochter als Vermittlerin befanden sie, die einmalige Gelegenheit eines Wiedersehens wahrnehmen zu wollen. Diese freute sich schon diebisch auf das Zusammenkommen und sagte: „Es wird wie bei einem Soufflee, das man aus dem Ofen zieht: die heiße Luft geht raus und die Vorstellungen fallen in sich zusammen.“ Sie war die Einzige, die um die oft schwierige menschliche Realität beider im Alltag wusste und um die offensichtlich immer noch wirkenden gegenseitigen Projektionen.

Das Treffen sollte etwa 2 Autostunden außerhalb von Buenos Aires, in Lobos stattfinden. Eine genaue Abfahrtszeit wurde nicht festgelegt, schließlich musste man alles Mögliche für das Wochenendhaus einpacken und 3 Kinder reisefertig machen. Für den Garten zog man sich besonders leger und praktisch an, außerdem sollte es ein heißer Sommertag werden. Bereits 4 Stunden vor der tatsächlichen Abfahrt ging Egon wohlrasiert im beige Anzug, mit Krawatte und aufgesetztem Panamahut zunehmend ungeduldig in der Wohnung auf und ab, während gemütlich zu Ende gefrühstückt und abgewaschen wurde, das Haus aufgeräumt, verdunkelt und das Auto bepackt wurde, Kinder sich zankten, der Hund vor Aufregung einen Eimer umschüttete und einiges andere den Aufbruch hinauszögerte.

Angekommen – Egon immer noch mit dem Panamahut auf dem Kopf – lud man im eigenen Haus zuerst einmal aus und fuhr, da Marcella in ihrem Domizil nicht anzutreffen war, gleich weiter in Richtung eines kleinen Sees, an dessen Gestade man sie mit ihrem mittlerweile dritten Ehemann vermutete. Kurz davor kreuzten sie ein älteres Modell eines Citroën 2 CV (in der Schweiz „Döschwo“, in Deutschland „Ente“ genannt), worauf Egons Schwiegersohn mitten auf gerader Strecke anhielt. Alle stiegen aus und gingen den beiden Gestalten aus dem Citroën entgegen, der nach einem längeren Bremsweg ebenfalls am Straßenrand geparkt wurde. Nur Egon, der noch immer nicht verstand, blieb sitzen, obwohl der Name seiner ersten Frau jetzt noch häufiger fiel. Nach weiteren Aufforderungen trat auch er auf die Straße und sah eine unelegante, kleine, pummelige Frau mit vom Fahrtwind zerzausten Haaren im Alter von Mitte Sechzig, die neben einem hageren, älteren Herrn auf ihn zu ging. Sie war noch in einiger Entfernung als er nach einer gewissen Pause mit dem Finger auf sie zeigend ungläubig fragte: „Und das soll Marcella sein?“

Während die einen sich in ihrem Garten später um Tee und Kuchen kümmerten wurde Marcellas Mann, ein lebenswürdiger, leicht degenerierter französischer Graf mit den Enkeln spazieren geschickt. Das war die Gelegenheit, die Ostereier für den Nachwuchs zu verstecken, aber auch für Egon und Marcella, sich ungestört zu unterhalten. Sie erzählten sich äußerst angeregt, mal in Italienisch mal in Französisch, gegenseitig ihre Geschichten der letzten 3 Jahrzehnte. Als alle wieder beieinander waren, legte der stille, schwerhörige Graf in die Tischmitte zwischen Teller und Tassen ein Mikrofon, das ein Kabel mit seinem Ohr verband. Als er keine Lust mehr auf die Erzählungen der anderen hatte, schaltete er das Gerät einfach ab. Später witzelten Egons Kinder: „Hast du gesehen, wie eifersüchtig der Graf war?“. Darauf Egon ganz ernst: „Ja, das kann ich verstehen“.

Die Gebrüder Piccard (1990)

Vietinghoff hatte nach 70 Jahren aufgehört zu malen. Er blieb zu Hause, las viel, schrieb noch einige Gedanken auf und empfing Besuche, im dem uralten Sessel sitzend, der noch aus seines Vaters Zeiten stammte. Eines Tages meldete sich eine entfernte Nichte spontan zu einem Besuch zusammen mit anderen Familienmitgliedern an. Sie waren durch eine gerade laufende Ausstellung seiner Gemälde auf der gegenüber liegenden Seeseite angeregt. Sie brachten eine Freundin mit, die mit Pinsel und Farbe hübsches Kunsthandwerk herstellte und durch Heirat einen markigen Doppelnamen des deutschen Adels trug. Die Gräfin war sehr interessiert den greisen Maler kennenzulernen, von dem schon so oft die Rede war und dessen Werke sie in der Ausstellung gerade gesehen hatte.

Der längere Besuch so vieler Menschen, das Stimmengewirr mit all den Fragen, den fremden Geschichten und das Gelächter schlug dem gestressten Schwerhörigen auf den Darm. Während seine Frau den Gästen zum Abschluss das Atelier zeigte, passierte das Malheur als er es auf seinen Krücken nicht mehr ganz bis zum Badezimmer schaffte. Als Liane nach einiger Zeit alleine wieder nach Hause kam, musste sie den hochbetagten Mann zuerst einmal waschen und neu einkleiden sowie einige unübliche Spuren in der Wohnung beseitigen. Völlig erschöpft lag der Besuchte in seinem Bett und ruhte sich von den Strapazen aus.

Kaum dass er wieder munter war, kommentierte er den Tag folgendermaßen. „Ich fühle mich heute wie die Brüder Piccard.“ Wir stutzten, denn wie kann 1 Einzelner sich wie 2 Menschen fühlen. Allerdings waren die Piccard-Zwillinge, deren Abenteuer sein Leben begleiteten, in Vietinghoffs Erzählungen schon einige Male vorgekommen. Er fand es immer wieder faszinierend, dass es die 19 Jahre älteren, schon früh prominenten Wissenschaftler in so gegensätzliche Richtungen trieb: Jean-Felix erkundete mit Ballons die Stratosphäre, Auguste konstruierte das Bathyscaphe und erforschte die Tiefsee. Mit dem ihm eigenen Humor und einer guten Portion Selbstironie gab Vietinghoff jedoch sogleich die Erklärung zu seinem etwas provozierenden Statement: „Morgens in den höchsten Höhen der Gesellschaft mit der Gräfin und abends tief in der Scheiße.“

Das imaginäre Familienfoto (1992/1993)

Der greise Vietinghoff nagte wieder einmal an seiner Unterlippe und war mit überschatteter Stirn in sich gekehrt. Er ließ sein Leben Revue passieren. Dabei stellte er sich seine Familie wie auf einem Gruppenphoto vor. Alles war lange her und einiges hatte er mit seinen 4 Ehen zur Unübersichtlichkeit auf diesem imaginären Bild selbst beigetragen. Insbesondere als Maria Juliane, seine dritte Frau, die Tochter seiner Cousine 2. Grades war, was doppelte Verwandtschaftsgrade mit sich brachte. Und er war damit nicht einmal der Einzige in der Familie, den Liebe und Leidenschaft zu ungewöhnlicher Partnerwahl geführt hatte. Viele hatte er überlebt oder seit Jahren oder gar Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Sein alterndes Gedächtnis trug das Seine hinzu.

Ohne sie graphisch aufzuzeichnen, knüpfte er die Verbindungen zwischen den einzelnen Personen: Arnold Julius und Helene sind die Eltern von Arnold genannt Harry, Oscar, Arnold genannt Arno und Conrad, dessen Söhne sind Egon und Alexis. Harry und Marion hatten 8 Kinder ... Andrea, Javier und Soña sind die Kinder von Manuel und Jeanne. So ging es kreuz und quer durch die teilweise verwirrenden Verwandtschaftsverhältnisse mit Menschen, die in verschiedenen Ländern lebten und sich teilweise nie begegnet waren. Die Namen Arnold und Karin kommen bei den Vietinghoffs so oft vor, dass man zusätzliche Stichworte braucht, um die gemeinte Person eindeutig zu bestimmen. Alles breitete sich vor ihm aus, mit allen verband er Erinnerungen. Bloß eines fand er – trotz langen Überlegens – nicht heraus: „Wer ist der Vater von Jeanne?“

„Na, wie geht's dir?“ fragte Liane als sie nach Hause kam und er berichtete ihr von dem übriggebliebenen Rätsel seiner familiären Rekonstruktionen, die ihn 2-3 Stunden lang beschäftigt hatten. Fügte jedoch – stolz wie ein Kind – gleich an: „Aber weißt du, ich hab's dann doch noch herausgefunden: das bin ja ich!“

Als Maler stand er gegenüber der Gruppe und sah sich selbst nicht. Wie ein Fotograf, der durch den Apparat auf die Personen schaut, konnte er sich selbst nicht wahrnehmen. Dies illustriert einerseits sein Verhältnis zu sich selber, denn trotz Intelligenz und Einsichten lag seine Psyche für ihn im Dunkeln, auch wenn er gelegentlich behauptete, sich selbst sehr gut zu kennen.

Es zeigt andererseits auch den äußeren Stellenwert, den er sich beimaß: er machte – zumindest bewusst – kein Aufhebens um seine soziale Herkunft und um sein Ego, auch wenn sich letztlich doch vieles um ihn drehte, denn sonst hätte er sich selbst in den Mittelpunkt gestellt und von sich aus die Linien zu seinen Verwandten gezogen.

Als er seinem Sohn unter Gekicher die Geschichte erzählte, fügte dieser hinzu, es seien infolge der 4 Ehen des Vaters ja schon seltsame Familienverhältnisse entstanden, z.B. dass seine Schwester und seine Brüder sich gar nicht kennen. Darauf der Vater etwas erstaunt: „Wer sind denn deine Brüder?“

Der Hungerstreik (1992)

Egon v. Vietinghoff grübelte öfters über den Tod, seine eigene Todesart und „das Leben nach dem Tode“, womit er das Leben seiner Familie nach seinem Tode meinte. Einmal fragte er besorgt und durchaus ernst: „Und wenn ich gestorben bin, was machen wir dann?“ Als er im Atelier nicht mehr kreativ sein konnte und etwas unbeweglich zu Hause saß, entwarf er in immer kürzeren Abständen größten Teils gleichlautende Testamente, deren Vorläufer er aber durch einzelne völlig abweichende Passagen wieder zunichte machte. Am 21. 5. 1992 verfasste er ein Papier der besonderen Art, einen lakonischen Abschiedsbrief, den er seiner Frau ostentativ übergab und mit dem er seinen festen Vorsatz dokumentierte, sein Leben mit einem „Hungerstreik“ zu beenden. Vietinghoff war trotz seiner emotionalen Höhen und Tiefen niemals suizidgefährdet, und war immer entsetzt, wenn dieses Thema in seinem Freundes- und Bekanntenkreis manifest wurde, – er kam dabei an die Grenzen seiner Verständnisfähigkeit. Leben war für ihn ein Mysterium und Selbstmord ein Tabu. Außerdem lebte er einfach zu gerne. Er sagte immer: „Ich habe keine Angst vor dem Tod als solchem, nur die Art und Weise des Sterbens beunruhigt mich.“

Das, was er verharmlosend seine „chronische Bronchitis“ nannte, war ein ausgewachsener Raucherhusten und nach Jahrzehnten intensiven Tabakkonsums eine zunehmende Lungenschädigung. Sein ausgesprochen starkes Herz überstand im Alter von 84 zwei Krisen, und auf eine Wiederholung wartete er vergeblich, so dass ein baldiger und plötzlicher Tod durch eine Herzattacke vorerst eher unwahrscheinlich war. So rückte das Gespenst des Erstickungstodes näher – für Vietinghoff eine beängstigende Vorstellung! Weitاًus angenehmer schien es ihm, allmählich zu verhungern. Liane umarmte ihn besonders innig, respektierte jedoch seinen selbstbestimmten Entschluss zu würdevollem Sterben. Einerseits wusste sie um ihres Mannes Dickkopf, andererseits hegte sie auch gleich geheime Zweifel an der Durchführung seiner Absicht.

Der Anfang der Nahrungsverweigerung lag einen halben Tag zurück, d.h. Vietinghoff hatte nach dem Frühstück das Mittagessen ausgelassen, das bei ihm ohnehin nur aus ein paar Häppchen bestand. Gegen Abend fröstelte ihm ein wenig, worauf seine Frau Liane mit beruhigender Nüchternheit reagierte: „Wenn man nichts zu sich nimmt, ist es ganz normal, dass die Körpertemperatur absinkt; das kenne ich vom Fasten. – Soll ich Dir eine Bouillon kochen?“ Der immer schon kälteempfindliche Meister willigte zögerlich ein – schließlich war eine warme Brühe eher Getränk als Nahrung. „Mit Nüdelchen?“ Ein strahlendes „Ja!“, war das Letzte, was er zu diesem Thema sagte. Damit war der Hungerstreik beendet und das Vorkommnis wurde nie mehr erwähnt. Später wurde ihm auch versichert, dass das vermutete Lungenemphysem gar nicht zum Erstickungstod führt, sondern letztlich doch zu Herzversagen. Und so kam es denn auch zweieinhalb Jahre danach, begleitet von einer Lungenentzündung.

Die letzten 3 Wochen (1994)

Vietinghoff bewegte sich nur noch auf Krücken zwischen Bett, Sessel, Badezimmer und im Sommer auf den Balkon. Im September 1994 stolperte er dort und fiel mit dem Hinterkopf auf den Beton. Einige Tage später besuchte ihn sein Sohn am Bett. Als „Neuigkeit“ eröffnete er ihm, er sei gestürzt und habe eine ... , doch das Wort fiel ihm nicht ein. „Eine Gehirnerschütterung?“. „Ja. Bitte schreib mir das Wort auf.“ Einen Tag später wieder, diesmal mit einem Unterton als würde er etwas ganz Besonderes besitzen: „Ich bin krank. Stell Dir vor, ich habe eine Da muss ein Zettel sein.“ Das Papierchen gefunden, las er – den Satz ergänzend – vor: „Gehirnerschütterung“ und blitzte schelmisch mit den Augen. Seine Sprache war nach dem Sturz durchgeschüttelt als wären einzelne Wortelemente in einer Schachtel durcheinander geraten. So sagte er plötzlich „die Mann“ und „der Frau“ oder sich nach seinem Gesundheitszustand erkundigend „Was sagt eigentlich der Arzt?“.

Sich an den Tod seines Vaters erinnernd, dem – als er friedlich einschlief – eine Träne über die Wange lief, klopfte er mit der Faust mehrmals energisch auf den Matratzenrand und fragte: „Was muss ich denn bloß tun, damit ich endlich sterben kann? Ich habe jetzt genug und bin müde. Achtzig Jahre ging ja noch, neunzig war schon sehr viel, aber einundneunzig ist einfach zu viel! Warum ist mein Herz so stark?“.

Vietinghoff hatte einen schweren Oberkörper und musste im Bett von 3 Personen gewaschen werden, darunter einer jungen Krankenpflegerin, die stundenweise vorbei kam. Zusammen mit einer lebendigen und attraktiven Nachbarin, die seine Frau öfters unterstützte. Nach der längeren Prozedur wollte sich Liane etwas ausruhen: ihr Nachtschlaf war seit seinem Sturz ohnehin nicht genügend, denn 1 Ohr blieb wach und hörte, wenn er rief. Kaum dass sie sich auf ihre Bettkante gesetzt hatte, drang ein markdurchdringender Schrei aus dem Nebenzimmer. Mit den schlimmsten Befürchtungen stürzte sie zu ihm hin, um von dem 91-jährigen und immer noch eifersüchtigen Mann ganz erregt gesagt zu bekommen: „Und ich verbiete dir, nach meinem Tod andere Männer zu waschen!“. Das war 4 Tage bevor er am Mittwoch ins Koma fiel und in der Nacht zum folgenden Freitag verstarb.